

Horizonte

Vergessene am Irrawaddy

Ein Jahr nach dem Zyklon Nargis haben viele Birmaner immer noch kein Dach über dem Kopf. Spenden gibt es kaum

VON GABY HERZOG

BOGALE. Frau Mya Khin darf nicht sterben. Die alte Dame hockt im Schneidersitz auf einer Bambusmatte. Eine Plastikplane, zwischen zwei Palmen gespannt, spendet ihr Schatten in der Mittagshitze. Mya Khins Zähne sind betelunrot, um ihre Pupillen hat sich ein milchig-blauer Kranz gebildet, ihr Rücken ist krumm. Drei kleine Kinder schmiegen sich an ihre Seite, während sie mit dünnen Fingern die Samen aus getrockneten Sesamschoten liest.

„Me Me“. „Mami“, ruft der Jüngste, ein pausbäckiger Junge, und zupft am Ärmel ihrer Bluse. Die 82-Jährige streicht traurig über seinen Kopf. Seit einem Jahr lebt sie mit ihren drei Urenkeln. Ihr Zuhause ist der platt gekloppte Lehmbo-den unter den Palmen. Der Hausstand besteht aus ein paar Töpfen, vier Emailletellern und einem Kanister mit Trinkwasser.

Vor einem Jahr hat die alte Frau alles verloren. Am 2. Mai 2008 legte der Zyklon Nargis über das Irrawaddy-Delta in Birma; mit 190 Stundenkilometern peitschte der Wind eine Flutwelle vor sich her, die bis zu vier Meter hoch war. 138 000 Menschen kamen in der Katastrophennacht ums Leben. 800 000 Häuser wurden zerstört. Millionen verloren ihre Existenz.

Auf die Pagode gespült

Frau Khin wurde von den Fluten mitgerissen und auf das Dach einer Pagode gespült. Einen Tag saß sie dort oben, bis sie gerettet wurde. Ihre Enkel hatten kein Glück. „Sie waren im Wald, um Feuerholz zu sammeln und kamen nie zurück“, erzählt sie. „Für die Kinder der beiden muss ich noch in diesem Leben bleiben“, sagt die Buddhistin. „Aber sie sind brav und hören gut.“

Es dauerte lange, bis Hilfe in das Dorf Kyun Tee Chung kam. Die Überlebenden im Irrawaddy-Delta ernährten sich von angespültem, aufgequollenem Reis, tranken das Wasser der Kokosnüsse. In den ersten Tagen und Wochen nach der Katastrophe riegelte die Militärjunta die Region vollständig ab und verhinderte zunächst, dass ausländische Mitarbeiter internationaler Organisationen Hilfe bringen konnten. Die Generäle fürchteten, Macht und Einfluss zu verlieren.

Inzwischen haben Hilfsorganisationen besseren Zugang zum Katastrophengebiet. Sie sind geduldet. Sie bemühen sich, die Regierung stets einzubeziehen. Politi-

sche Neutralität ist oberstes Gebot. Allerdings erschwert Bürokratie die Arbeit. Jedes Projekt muss erst den Behörden vorgelegt werden. Und die legen zum Beispiel strengen Wert darauf, dass die Decken in Schulen mindestens 3,60 Meter hoch sind. Auch ist Internet-Kommunikation nur über die staatlichen Anbieter möglich und zensiert. Der Zugang ist langsam und bricht ständig zusammen.

In der Regierungszeitung „New Light of Myanmar“ wird regelmäßig über den erfolgreichen Fortschritt der Hilfsmaßnahmen berichtet – allerdings die eigentlichen Akteure wie Geldgeber und Hilfsorganisationen zu benennen. In einem Musterdorf, das Besucher-Delegationen bequem per Hubschrauber erreichen können, präsentieren die Machthaber stolz, wie sie sich den perfekten Wiederaufbau vorstellen.

Da ausländischen Journalisten die Einreise nach Birma in der Regel nicht gestattet ist, gibt es kaum objektive Berichterstattung. Die Menschen in der Region sind äußerst zurückhaltend, wenn es um politische Fragen geht – sie haben Sorge, sie könnten falsche Informationen weiterleiten und so ihrem Dorf und sich selbst schaden.

Doch ohne neue Bilder und Nachrichten aus dem Katastrophengebiet fließen auch die Spenden recht spärlich. Das Interesse der Weltöffentlichkeit hat nach dem Zyklon Nargis schnell nachgelassen. Während die Tsunami-Opfer in Banda Aceh und Sri Lanka zwischen 8 000 und 10 000 US-Dollar Hilfe pro betroffener Familie erhielten, waren es in Birma nur 23 Dollar. Statt stabiler Häuser aus Stein werden Bambushütten mit Dächern aus Palmblättern gebaut.

Die Mittel sind knapp. Die Not im Irrawaddy-Delta ist groß. Viele Felder sind bis heute versalzen, Saatgut und Geldreserven für den Neubeginn wurden weggespült. An der Küste und in illegalen Siedlungsgebieten in den Naturreservaten sollen immer noch ganze Dorfgemeinschaften völlig auf sich gestellt sein, berichten Einheimische.

Doch auch dort, wo Hilfe ankommt, ist sie immer eine logistische Herausforderung: Organisationen wie die Deutsche Welthungerhilfe schaffen Baumaterialien, Haushaltsgeräte, Nahrung und Nutztiere ins Delta – alles muss auf dem Wasserweg angeliefert werden, ein Straßennetz gibt es nicht. Von großen Kähnen werden die Waren auf kleine Holzkanus umge-



Myanmar, Birma oder Burma?

Drei Bezeichnungen werden in Deutschland für den asiatischen Vielvölkerstaat verwendet, in dem 48 Millionen Menschen leben. Birma ist der englische Name; Birma der deutsche. Beides ist abgeleitet von Bama, der größten Volksgruppe des Landes. Weil „Burma“ aus britischer Kolonialzeit stamme, änderte 1989 die Militärjunta den Landesnamen in Pyidaungsu Myanma Nain-gingandaw um – Union von Myanmar. Myanmar ist in der Schriftsprache der Name der Bama.

Viele Oppositionelle benutzen weiterhin den Namen Burma als Zeichen des Widerstands gegen die Militärjunta.



Hilfswerke verteilen Trinkwasser an die Bevölkerung im Irrawaddy-Delta. MARTIN SASSÉ

laden, die diese dann über die oft nur wenige Meter breiten Kanäle zu den Menschen transportieren.

Der Fischer Chit Htwe hat neue Netze bekommen. In der Mittagshitze kauert er unter einem großen Reishut auf dem Holzboot und start in den Bogale-Fluss. Am Morgen haben die Fischer lange Stangen in den Uferschlamm gesteckt und Netze gespannt. Jetzt warten sie, dass die Flut viele Fische hinein spült. Früher, sagt Chit Htwe, habe er die Stunden des Wartens genossen und die Gedanken schweifen lassen. Heute sind sie für den 48-Jährigen eine Qual. „Es muss nur ein Baumstamm vorbeitreiben und schon ist alles wieder da“, sagt Chit Htwe und tippt sich an den Kopf. „Überall im Wasser liegen Leichen. Kinder, Frauen, Männer, Wasserbüffel, Schweine. Die Körper sind aufgebläht, die Gesichter im Entsetzen erstarrt“ – so beschreibt er seine Erinnerungen.

Chit Htwe hat 17 Familienmitglieder durch Nargis verloren. Nur sein zweitgeborener Sohn und er haben überlebt. Wochenlang ist er nach dem Jahrhundertsturm wie von Sinnen durchs Dorf gerannt, hat nach seiner Familie gesucht. „Nicht einmal ihre Leichen hat mir der Fluss gelassen“, sagt Chit Htwe. Dann zeigt er auf seinen Unterarm. Yie Yie ist dort in blauer Farbe eintätowiert. Der Name seiner Frau.

Wolken ziehen auf, der Wind wird stärker. Chit Htwe schaut zum Himmel. „Untypisch für die Jahreszeit“, sagt er. Dann schweigt er. Was passiert, wenn ein neuer Zyklon

über dem Delta wütet, das will sich hier keiner vorstellen. Regelmäßig gibt es Gerüchte, Meteorologen in Rangun hätten Stürme vorhergesagt. Ein bedrückender Gedanke.

„Noch einen Sturm hält unser Kloster nicht aus“, sagt Te Za Ni Ya, der Vorsteher des Tha Paung Yandra Bond Myind-Klosters. Als die Flutwelle das Gebäude durchspülte, retteten sich die Mönche auf die goldenen Buddhastatuen. Dann stürzte ein Baum aufs Dach und die Vorhalle brach in sich zusammen. „Ein Wunder, dass es hier keine Toten gab“, sagt Te Za Ni Ya.

Das Kloster war zentrale Anlaufstelle für die Ersthilfe nach dem Zyklon. Bürger aus Rangun brachten in Privat-Initiative Nahrung und Kleidung ins Delta. Die Mönche organisierten die Verteilung, kümmerten sich um Kranke, nahmen Waisenkinder als Novizen auf.

Trinkwasser-Seen sind verseucht

Normalisiert hat sich die Lage noch lange nicht. „Es mag in einer so wasserreichen Region absurd klingen, aber das große Problem ist der Wassermangel“, sagt Gerrit Gerdes. Der 51-Jährige ist Projektleiter der Welthungerhilfe in der Provinzhauptstadt Bogale. „Die Flüsse sind brackisch und haben keine Trinkwasserqualität“, sagt er. Traditionell werde während des Monsuns Regenwasser in dafür angelegten Seen gesammelt. Den Reichtum einer Familie konnte man früher auch daran ablesen, wie viele Tontöpfe für Trinkwasser vor ihrem Haus standen. Doch Nargis zerstörte die Bottiche und spülte Salzwasser in die Teiche. Leichen und Tierkadaver verseuchten das Wasser, die Seen können in diesem Jahr nicht genutzt werden.

Auf großen Kähnen transportieren Hilfswerke aufbereitetes Trinkwasser in die Region. „Unsere Arbeit hier ist immer auch ein Kampf gegen die Zeit“, sagt Gerrit Gerdes. Schon bald wird aus Mangel zerstörerischer Überfluss. Mitte Mai beginnt der Monsunregen. Wie aus Eimern schüttet es dann monatelang. Die 926 Häuser, die die Welthungerhilfe rund um Bogale bauen lässt, müssen dann fertig sein.

Auch Mya Khin wartet auf eine neue Hütte. Nachbarn helfen beim Aufbau, bringen der alten Frau und ihren drei Urenkeln täglich Essen. Wenn Krabben oder Fisch im Reis sind, kriegt die achtjährige Nandar Lin aber keinen Bissen runter. „Sie kann nichts essen, was aus diesem Fluss kommt“, sagt die Urgroßmutter. „Sie hat zu viel gesehen.“